

THE KAJA EVERT  
CURSED  
KNIGHT  
& AND THE  
BROKEN  
SOUL

## ZUM INHALT

Dieser Roman gehört dem Genre Dark Fantasy an und enthält entsprechend auch düstere Themen. Wer sich genauer informieren möchte, findet eine Liste mit Content Notes am Ende des Buches und auf meiner Homepage:

[www.kaja-evert.de/content-notes](http://www.kaja-evert.de/content-notes)

Wendet euch bei weiteren Nachfragen gern an mich.



*Für alle Fetzenseen*



# I

## DIE EISERNE LATERNE

Mit angezogenen Beinen kauerte Lucien da, umklammerte seine Knie und lauschte. Die Stille draußen war so tief, vollständig und lähmend, dass er nichts kannte, was ihr glich. Als wäre die Welt selbst verschwunden und alles Lebendige mit ihr. Nur wenn er beide Hände auf die Ohren presste, hörte er das Geräusch seines eigenen Herzschlags und wusste: Er lebte noch.

Den Blick hatte er starr auf die kleine Laterne vor sich gerichtet, deren Lichtschein kaum bis in die Ecken des Kellers drang. In seiner Erinnerung hielt seine Mutter die Laterne. »Du wartest hier, bis wir zurückkehren«, sagte sie. »Sorg solange dafür, dass das Licht weiter brennt.« Jetzt war die Mutter fort, ebenso wie sein Vater, seine Geschwister und viele andere. Sie waren gegangen, um die Nebelbestie zu vertreiben, ehe die Weiße Dame sie auf das Dorf hetzte, um es zu verschlingen. Nur er, hatten sie gesagt, sei zu klein, um zu kämpfen.

Er war allein.

Wie lange schon?

Warum waren die Ritter vom Orden der Eisernen Laterne nicht gekommen? Vater Téodore hatte ihnen doch eine Botschaft

in die Heilige Stadt geschickt. Hieß es nicht, dass sie denen halfen, die in Not gerieten?

Die Kerze in der Laterne flackerte und mit ihr das, was von Luciens Welt übrig war. Er zitterte vor Kälte, aber noch mehr vor Furcht. Sobald das Licht erlosch, gab es nichts, was den Nebel fernhielt. Dann würde die Bestie auch ihn holen.

*Ich muss fliehen, solange ich kann.*

Der Gedanke, fortzulaufen, seine Familie im Nebel zurückzulassen, war unerträglich. Und seine Mutter hatte doch gesagt, er solle warten! Lucien stellte sich vor, wie sich ihre Schritte näherten, wie sie die Kellerluke öffnete und ihr Gesicht über ihm erschien. Sie streckte die Arme nach ihm aus, und er rannte auf die Leiter zu. So sehr wünschte er sich, sie möge zu ihm zurückkommen, dass es wehtat.

Aber die Stille hielt an. Keine Schritte, nichts.

Und als er die Augen öffnete, die Tränen abwischte und den Blick hob, sah er, wie sich dünne Nebelfäden wie Ranken durch die Spalten der Luke schoben.

Er unterdrückte einen Aufschrei, fasste nach der Laterne und stolperte zurück, bis er mit dem Rücken gegen die Wand stieß. Der metallene Griff fühlte sich glutheiß in seiner Hand an. Einige Herzschräge lang starrte er auf die Nebelranken, ohne einen klaren Gedanken fassen zu können. Dann nahm er, verzweifelt und entschlossen, den Griff der Laterne zwischen die Zähne, achtete nicht auf den sengenden Schmerz, hangelte sich die Leiter hinauf und stieß mit beiden Händen die schwere Luke auf. Obwohl sie sonst ächzte und polterte, öffnete sie sich jetzt fast lautlos.

Der Nebel wich vor dem Licht zurück. Lucien blickte wild um sich. Er stand im Wohnraum der Hütte. Eine Tür führte in den Gemüsegarten. Von dort drang der Nebel herein, aber einen anderen Weg hinaus gab es nicht. Er hatte zu lange gewartet. Dennoch zwang er sich, einen Schritt vor den anderen zu setzen, auf die Tür zu.

Halt – was, wenn draußen die Bestie schon auf ihn lauerte?

Seine Eltern und Geschwister hatten alles mitgenommen, was als Waffe infrage kam. Lucien griff nach dem Holzschild, das seine Mutter für ihn geschnitten hatte, als er noch kleiner gewesen war. Ritter hatte er damit gespielt. Auch wenn er jetzt zu alt war für solche Spiele, hatte er es aufbewahrt. Als er die Hand um das kühle Holz schloss, war es, als sähe er wieder das Gesicht seiner Mutter. Diesmal gab ihm der Gedanke Kraft.

Die Laterne vor sich wie einen Schild, öffnete er die Tür und betrat den Garten. Erneut zog sich der Nebel vor dem Licht zurück, eine grauweiße, undurchdringliche Masse. Sobald sich Lucien einige Schritte vom Haus entfernt hatte, sah er kaum noch etwas bis auf das feuchte Gras unter seinen Füßen, alles Übrige verschwand im Nichts. Dennoch stolperte er voran. Dabei hörte er weder seinen Atem noch das Geräusch seiner Schritte, als wäre er selbst ein Gespenst.

Wohin konnte er gehen? In die Kapelle? Nein – seit Vater Téodore tot war, hatte der Nebel auch sie eingehüllt. Einen anderen sicheren Ort im Dorf gab es nicht. In den Wald? Von dort war die Bestie gekommen.

»Hallo? Ist jemand hier? Irgendjemand?« Es war, als spräche er in ein erstickendes, weiches Tuch hinein.

Keine Antwort. Das Gefühl, der einzige Mensch auf der Welt zu sein, lähmte ihn. Seine Finger krampften sich um den Griff des Holzschildes.

Seine Mutter – und alle anderen – was war mit ihnen passiert?

Nicht stehen bleiben. Er musste weiter, ein Versteck finden.

Nur einzelne Teile der Häuser – Dächer, Schornsteine – ragten grau aus dem Nebel hervor. Obwohl sie ihm vertraut sein sollten, wirkten sie wie eine fremdartige Landschaft, die er bisher nie betreten hatte. Er musste sich mitten im Dorf befinden, aber schon jetzt hatte er die Orientierung verloren. Oder – der Gedanke schoss ihm durch den Kopf – war das gar nicht sein Zuhause, war das ein ganz anderes Dorf?

*Singe, wenn du Angst hast*, hatte seine Mutter gesagt, *und die*

*Angst wird verschwinden.* Und Lucien begann zu singen, das nächstbeste Lied, das ihm einfiel.

»Auf einem Baum ein Kuckuck,  
sim sala dim bam ba sala du sala dim,  
auf einem Baum ein Kuckuck saß.«

Der Nebel verschlang die Melodie fast sofort, doch sie gab Lucien Mut. Das Lied erinnerte ihn an glückliche Abende, in denen er es gemeinsam mit seinen Eltern vor dem Feuer gesungen hatte.

»Doch als ein Jahr vergangen,  
sim sala dim bam ba sala du sala dim,  
doch als ein Jahr vergangen war ...«

Er verstummte. War da ein anderes Geräusch gewesen? Nein, er hatte es sich nicht eingebildet. Zuerst war es nur leise wie das Rascheln von trockenem Laub, doch es wurde lauter, näherte sich. Lucien spürte es mehr, als es zu sehen, als würde die Stille dichter. Und in ihr formte sich etwas Gewaltiges. Es folgte ihm.

Entsetzen erfasste ihn. Der kurze Trost, den ihm das Lied gespendet hatte, war vorüber. Wie von selbst begann er zu rennen, in den Nebel hinein. Die Laterne flackerte, und sofort schien der Raum um ihn zu schrumpfen. Die Luft wurde kälter. Schwere Schritte stapften hinter ihm durch das Gras, erschütterten den Boden. Nun hörte er deutlich ein dünnes Klagen vieler Stimmen, dazu ein Keuchen und Knurren.

Die Nebelbestie.

Sie würde ihn verschlingen!

Lucien rannte. Er wollte sich nicht umblicken, wollte nicht hinschauen, aber das Grauen schien Kontrolle über seinen Körper zu gewinnen. Es zernte an seinem Kopf, brachte ihn dazu, sich umzudrehen.



Der Leib des Ungeheuers wirkte unförmig, wie zufällig aus Erdklumpen, Pflanzen und lebendigen Wesen zusammengesetzt. Hoch ragte es vor ihm auf. Lucien sah weder Kopf noch Beine, und trotzdem bewegte sich die Bestie vorwärts. Sie verbreitete fahle, dunstige Helligkeit mit einzelnen glimmenden Stellen wie Tautropfen an einem Spinnennetz. Das mussten die Seelen sein, die die Bestie verschlungen hatte. Vater Téodore hatte es einmal erklärt: Was der unheilige Nebel umfing, verdrehte und brach er, dem kehrte er die Innenseite nach außen, sodass sogar die Seele außerhalb des Körpers lag.

Dann sah Lucien die Gesichter, die aus dem Leib der Kreatur wuchsen. Gesichter, die er kannte. Julie, die Nachbarin, die ihm im Herbst immer süße Birnen aus ihrem Obstgarten geschenkt hatte. Sie war zusammen mit seinen Eltern fortgegangen, um das Dorf zu schützen, nur mit einem Stock bewaffnet. Und dort – war das nicht der struppige Bart von Opa Bois?

Und seine Mutter.

Ihre Augen waren geschlossen, und die Hälfte ihres Gesichts fehlte.

Lucien ließ die Laterne fallen. Sie erlosch im Gras.

Dunkelheit.

Nur der bleiche Schein der Seelen blieb. Langsam glitt er auf Lucien zu. Etwas Frostkaltes berührte seine Brust wie eine tastende Hand.

Er schrie auf. Dann fand er die Kraft, mit dem Holzschild zuzustoßen, als wäre es eine richtige Waffe, und die Berührung löste sich auf. Mit einem würgenden Schluchzen warf sich Lucien herum und rannte weiter.

Seine Welt und alle, die er geliebt hatte, waren Teil des Nebels geworden. Warum blieb er nicht stehen und überließ sich ebenfalls seiner Umarmung? Dann war er wenigstens nicht länger allein. Sein Körper war gefühllos, sein Verstand leer. Wenn diese Betäubung schwand, würde der Schmerz kommen, das wusste er, und

dieser Schmerz wäre größer, als er ertragen könnte. War es nicht leichter, gleich aufzugeben?

*Gib auf.*

Plötzlich schimmerte ein gelblicher Lichtschein auf. Zunächst traute Lucien seinen Sinnen nicht, aber es war keine Täuschung: Laternen. Sie bewegten sich, obwohl kein Wind wehte, und das bedeutete: Jemand trug sie. Dort mussten Menschen sein.

Blindlings stolperte Lucien auf das Licht zu. Je heller der Schein der Laternen wurde, desto weiter blieb die Nebelbestie hinter ihm zurück. Er sah nun, dass es ein Trupp Männer und Frauen in Rüstungen war, schwer mit Gepäck beladen. Der Anführer saß auf einem Pferd.

Die Laternenritter. Sie waren endlich gekommen.

Lucien, atemlos und außer sich, prallte gegen die Brust des zottigen Schimmels. Der tröstliche Geruch nach Pferdefell und Heu füllte seine Nase. Das Pferd scheute und wich mit angelegten Ohren zurück.

»Oha, hoppla!« Der Mann zügelte seinen Schimmel, stieg ab und leuchtete Lucien ins Gesicht. »Wen haben wir da?«

Er sah nicht so aus, wie sich Lucien einen Ritter vorgestellt hatte, denn er war klein und dicklich und kein bisschen beeindruckend. Aber er trug ein richtiges Schwert am Gürtel. Wenigstens darin glich er einem Ritter aus den Geschichten. Ein weißer Umhang mit Wappen – eine graue Laterne, in der eine rote Flamme brannte – wehte ihm von den Schultern. Er beugte sich zu Lucien hinab und schob das Visier seines Helms hoch. Darunter hatte er ein freundliches, rundes Gesicht wie Vater Téodore und einen Stoppelbart. In seinen dunklen Augen schimmerte Besorgnis.

»Bist du aus diesem Dorf, Chapelle-au-val? Wie heißt du?«

»L ... Lucien.« Seine Zunge wollte ihm nicht gehorchen. »Bestie ...« Mit Mühe hob er die Hand und wies in den Nebel. Der Blick des Ritters folgte seinem ausgestreckten Finger. Seine Augen wurden schmal, aber er blieb so ruhig wie zuvor.

»Mein Name ist Sire Cuno vom Orden der Eisernen Laterne. Es ist gut, dass du so schnell gerannt bist, Lucien. Sind da noch andere außer dir?«

Lucien schüttelte den Kopf. »Alle fort. Meine Mutter ... die Bestie hat ...«

Sire Cunos Hand drückte seine Schulter. Sie steckte in einem gepanzerten Handschuh, fühlte sich kalt und schwer an, doch die Berührung tat gut. Lucien spürte sofort, wie sein Atem freier ging. Die Todesangst fiel von ihm ab.

»Du bist bei uns in Sicherheit«, sagte Sire Cuno. »Schau dich jetzt nicht mehr um.« Seine Mundwinkel kräuselten sich in einem Lächeln, das ein wenig traurig wirkte. »Du scheinst dein Licht verloren zu haben, Junge, aber zum Glück trägst du eines im Namen.«

Lucien empfand das Bedürfnis, sich an den Mann zu klammern und nicht mehr loszulassen, doch er kämpfte es nieder. Er war kein kleines Kind. Und er durfte die Ritter bei ihrer Mission nicht behindern.

»Vincent, du bleibst zurück und kümmerst dich um ihn, während wir kämpfen.« Sire Cuno winkte einen schlaksigen Jungen herbei, der ebenfalls mit einem Schwert bewaffnet war, aber im Gegensatz zu den anderen voll gepanzerten Rittern keinen Helm und nur ein einfaches Kettenhemd trug. Sein glattes, dunkles Haar war im Nacken zusammengebunden. Trotz des tiefen Ernstes, der ihn umgab, schien er Lucien kaum älter zu sein als er selbst. Ohne Fragen zu stellen, streifte der Junge seinen Umhang ab, ging neben Lucien in die Hocke und hüllte ihn darin ein.

Lucien kroch in den Umhang hinein wie in eine schützende Höhle.

Sire Cuno nickte ihm noch einmal zu und wandte sich ab. Die übrigen Männer und Frauen versammelten sich um ihn.

»Möglicherweise hat sich die Bestie das ganze Dorf einverleibt«, sagte Sire Cuno zu ihnen. »Sie ist dem Jungen gefolgt, und

sie muss noch in der Nähe sein. Wir werden sie erledigen. Zum Angriff! Für den Ruhm unseres Ordens!«

Er zog sein Schwert, und die Klinge glänzte silberhell. Jetzt sah er doch so aus, wie sich Lucien einen Ritter immer vorgestellt hatte.